

Nachbarschaft in der soziologischen Forschung

Katrin Alle und Vera Kallfaß-de Frênes

2.1 Nachbarschaft – ein vielschichtiger Begriff

Es war ein wichtiges Anliegen, sich im Rahmen dieser Praxisforschung auf das deutschsprachige wie auch auf das internationale Verständnis des Gegenstands Nachbarschaft zu stützen, um vor diesem Hintergrund unser empirisches Anliegen, Altern und Versorgung als Aufgabe der Menschen im Nahraum einerseits und der Wohnungswirtschaft sowie der Altenhilfe andererseits zu organisieren, zu begründen.

Der Nachbarschaftsforschung widmen sich neben der Soziologie, (Sozial-) Geografie, Architektur und Städtebau, Politikwissenschaft, Migrationsforschung, Kulturwissenschaften bis hin zur Sozialarbeit. Jede der Disziplinen eröffnet eigene Perspektiven. Im vorliegenden Kapitel nähern wir uns der Nachbarschaftsforschung aus der Perspektive soziologischer Theorie und Forschung. Es werden exemplarisch praxisrelevante und häufig praktizierte Zugänge dargestellt.

Dabei fördert die Annäherung an den Gegenstand zugleich dessen Vieldeutigkeit zutage. Die schwierige begriffliche Fassbarkeit liegt auch in den inter- und multidisziplinären Auffassungen zum Phänomen Nachbarschaft (Hamm 1973, S. 13; vgl. Keller 1968). Je nach Wissenschaftsdisziplin und Forschungsschwer-

K. Alle (✉)
Stuttgart, Deutschland

V. Kallfaß-de Frênes
Meersburg, Deutschland

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2016
S. Kallfaß (Hrsg.), *Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz eines
Wohnquartiers*, DOI 10.1007/978-3-658-09141-5_2

11

punkt und je nach theoretischem Begründungszusammenhang treten unterschiedliche Bedeutungen des Nachbarschaftsbegriffs in den Vordergrund. Nachbarschaft ist einmal eine Bezeichnung für räumliche Wohn- und Siedlungsnähe, einmal eine soziale Gruppe und einmal werden unter Nachbarschaft soziale Beziehungen eigener Art zusammengefasst. Je nach Perspektive treten andere Kriterien und Variablen in den Vordergrund. So hat sich in den Sozialwissenschaften bis dato kein einheitlicher Nachbarschaftsbegriff etabliert.

Etymologisch lässt sich (nach Hamm 1973, S. 14) das Wort „Nachbarschaft“ über den Begriff des „Nachbarn“ (mittelhochdeutsch nachgebur(e), althochdeutsch nagivur(o)) bis ins Althochdeutsche zurückverfolgen. „Nachbar“ setzt sich aus den Wörtern „nah“ (nahebei wohnend) und „Bauer“ zusammen, das sich vom althochdeutschen „bur“ ableitet, was in etwa dem heutigen „(be)wohnen“ sowie „Landwirtschaft betreiben“ entspricht. *„Der Begriff Nachbar bezeichnet also denjenigen, dessen Haus nahe beim eigenen lag [...] In der ländlichen Sozialordnung bezeichnet Bauer den vollberechtigten Hofbesitzer im Gegensatz zum Häusler oder Kätner“* (Hamm 1973, S. 14). Der ursprüngliche Nachbarschaftsbegriff stellt demnach die räumliche Dimension, die landwirtschaftliche Tätigkeit sowie den Hausbesitz in den Vordergrund.

Auch im heutigen Alltagsverständnis bezieht sich der Begriff meist auf die individuell getroffene Ein- und Abgrenzung des geografischen Feldes, auf dem nachbarschaftliches Leben stattfindet. Er beschreibt die soziale Interaktion, die diesen Raum erfüllt (vgl. Hamm 1973, S. 14 f.) sowie ein Spektrum von Personenkreisen: die Nachbarn von nebenan, von gegenüber, die Nachbarn im Haus, die Nachbarn im Block, die Nachbarn im Kiez etc. (vgl. Engelhard 1986, S. 27).

Hamm definiert Nachbarschaft kurz als *„soziale Gruppe, deren Mitglieder primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnortes miteinander interagieren. Nachbar ist dann der Begriff für alle Positionen, die manifest oder latent Träger nachbarschaftlicher Beziehungen sind“* (Hamm 1973, S. 18). Er betont damit zwei zentrale Dimensionen von Nachbarschaft: die territoriale, das heißt die der räumlichen Nähe, und die der sozialen Interaktion. Ein Wohnort sei dabei jener *„Ort, an dem sich die Gruppenmitglieder dauernd einrichten, an dem sie den relativ größten Teil ihrer Zeit verbringen und von dem ihre Aktivitäten und Interaktionen ausgehen“* (Hamm 1973, S. 18). Die Definition Hamms zielt darauf, dass *„es zwar noch andere Motive für die Wahl der Interaktionspartner gibt, dass aber im Fall der Nachbarschaft die räumliche Nähe als Ursache dominiert“* (Hamm 1973, S. 18). Und die Gemeinsamkeit des Wohnortes meint, *„dass die Individuen, die Mitglieder der Nachbargruppe sind, ihren Wohnort in geringerer räumlicher Distanz haben als gegenüber Außenstehenden“* (Hamm 1973, S. 18).

Nachbarschaft kann sich auf räumliche Nähe unterschiedlichen Grades beziehen. Dies impliziert, dass der Ausgestaltung und Intensität nachbarschaftlicher Beziehungen immer auch strukturelle Ursachen zugrunde liegen, so zum Beispiel die soziale Segregation (vgl. Schäfers 2001, S. 249 f.). In diesem Sinne ist Nachbarschaft weder gänzlich frei wählbar, noch frei gestaltbar. Die räumliche Nähe erzeugt zudem eine mehr oder weniger intensive soziale Kontrolle, woraus sich ein ständiges Austarieren zwischen „*der Sicherung nachbarschaftlicher Funktionen und sozialer Distanz*“ ergibt (vgl. Schäfers 2001, S. 249 f.).

Neben der bereits genannten räumlichen und sozialen Dimension von Nachbarschaft betont Hans-Paul Bahrtdt zudem den funktionalen Aspekt nachbarschaftlicher Beziehungen. Er bezeichnet sie als lose, durch „*einige Sitten und Gebräuche abgestützte [...] gegenseitige Unterstützungsverhältnisse*“ (Bahrtdt 1968, S. 98). Für Nachbarschaften im Sinne räumlicher Einheiten bevorzugt er als Abgrenzung den Begriff der „*Wohnquartiere*“ (vgl. Bahrtdt 1968, S. 95 ff.). Die Entstehung von Nachbarschaft sieht er als „*soziale Realität*“, die keiner Planung bedarf. Nachbarschaftliche Beziehungen seien vielmehr durch die Interessen und Lebenssituationen der jeweils im Nahraum lebenden Menschen geprägt und führen „*nicht zur Herausbildung von geschlossenen Nachbarschaftsgruppen, die von anderen Nachbarschaftsgruppen getrennt sind. Vielmehr wählt jeder Haushalt einige Nachbarn des eigenen Hauses und der umliegenden Häuser aus, mit denen er nähere Beziehungen eingeht*“ (Bahrtdt 1968, S. 103 f.). Oft wird von den Menschen, so Bahrtdt, vor dem Hintergrund der Auswertung eigener und anderer Nachbarschaftsforschungen seiner Zeit nur die „*ergänzende Funktion*“ nachbarschaftlicher Beziehungen (zum Beispiel gegenseitige Kinderbetreuung, Entleihen von Lebensmitteln, Einkäufe, Pflege) praktiziert (Bahrtdt 1968, S. 105). Die individuellen Unterschiede und persönlichen Nuancen bei der Gestaltung von Nachbarschaft variieren stark. Schichtspezifische Nuancierungen in der Art des nachbarschaftlichen Kontakts verneint Bahrtdt eher (vgl. Bahrtdt 1968, S. 108), während er graduelle Unterschiede zwischen den Schichten sieht. Es „*gilt wohl die Regel: Je höher der Sozialstatus, desto weniger bedeutsam, möglicherweise auch an der Zahl geringer, sind nachbarliche Beziehungen*“ (Bahrtdt 1968, S. 109). Den Grund für diese Unterschiede sieht Bahrtdt darin, dass die bürgerliche Mittelschicht durch ihre größere Mobilität vermutlich weniger auf nachbarschaftliche Beziehungen angewiesen ist (vgl. Bahrtdt 1968, S. 109).

Problematisch sind die Einbußen an Erklärungskraft der „*älteren*“, herkömmlichen Definitionen vor dem Hintergrund zunehmender Pluralisierung von Lebensstilen, Individualisierung und Enträumlichung.¹ So lässt sich in Anknüpfung und Er-

¹ Enträumlichung, bezogen sowohl auf Entortung, Entgrenzung und Entflechtung im Sinne der Globalisierung als auch durch moderne Kommunikationsmittel.

gänzung an Bahrndt (1968) „*Nachbarschaft als soziale Tatsache*“ anhand der folgenden vier Dimensionen nach Rohr-Zänker/Müller besser verstehen (1998, S. 11 f.). Diese sind die beiden unabhängigen Variablen „räumliche Nähe“ und „soziale Beziehungen“ einerseits, „Zeit“ und „soziale/persönliche Merkmale“ andererseits als interagierende Variablen. Nachbarschaft wird von diesen vier Voraussetzungen erfüllt: Die Bedeutung von „räumlicher Nähe“ variiert mit unterschiedlichen Bauformen und kann daher nur schwer konkretisiert werden. „Soziale Interaktionen und Beziehungen“ reichen von schwachen Bindungen (wie Kennen, Grüßen, gelegentliche Unterstützung) bis zu starken Bindungen (wie gemeinsamen Aktivitäten, Freundschaften). „Zeit“ ist bedeutsam hinsichtlich der Dauer am Wohnort (ermöglicht Wiedererkennen, Gewöhnung und dadurch die Wahrscheinlichkeit von Kontakten) und der „*Rahmenbedingungen für Kontakte und Aktivitäten im Nahbereich*“ durch entsprechende Gelegenheiten (Rohr-Zänker und Müller 1998, S. 13). Soziale und persönliche Merkmale (wie die jeweilige Haushaltsform, Lebensphase, Schicht, Ruhebedürfnis, Kontaktsuche) „*fördern oder hindern das Zustandekommen nachbarschaftlicher Beziehungen*“ (Rohr-Zänker und Müller 1998, S. 13).

In der deutschsprachigen Literatur stammen systematische Herangehensweisen und explizite Definitionen des Nachbarschaftsbegriffs überwiegend aus den 1970er beziehungsweise 1980er Jahren und konzentrieren sich auf nur wenige Autoren. Der Nachbarschaftsdiskurs gewann in dieser Zeit großes öffentliches Interesse, das aber bereits in den 1980er Jahren zunächst wieder abflaute. Anfang der 1990er Jahre keimte das wissenschaftliche Interesse an Nachbarschaften wieder auf.

Die Mehrzahl der Studien zum Thema Nachbarschaft nähert sich dem Nachbarschaftsbegriff empirisch. So mangelt es an neueren, systematisierten Darstellungen von Nachbarschaft beziehungsweise einer allgemeinen Nachbarschaftstheorie, die soziologischen Kriterien standhält, die nicht zugleich Fallanalyse(n) sind oder Nachbarschaft vorwiegend anwendungsorientiert definieren (beispielsweise im Kontext des Programms „Soziale Stadt“).² Im Blick auf die Suche nach einer Theorie der Nachbarschaftlichkeit wird häufig auf Autoren der Kulturosoziologie zurückgegriffen.

2.2 Kulturosoziologische Zugänge zur Nachbarschaft

Die Anfänge der Stadtsoziologie und die Begründung der Soziologie

Die Unterschiede der Beziehungen innerhalb der Stadt- und der Landbevölkerung stellen ein zentrales Thema in der älteren Stadt- und Gemeindeforschung beziehungsweise frühen Nachbarschaftsforschung dar. Diese Unterscheidung impliziert

² Zum Programm Soziale Stadt vgl. Bartelheimer 2001.

meist zugleich eine Unterscheidung zwischen vormodernen und modernen Gesellschaften. Mit diesen Differenzen setzen sich die Klassiker der Soziologie, wie beispielsweise Ferdinand Tönnies (1991 [1887]), Georg Simmel (1984 [1903]), Max Weber (1964 [1921, 1922]) und Emile Durkheim (1992 [1883]), auseinander. Dabei setzen beinahe alle Versuche, die moderne Gesellschaft zu verstehen, am Prozess der Urbanisierung³ an. Im Zuge der industriellen Revolution, der zunehmenden Modernisierung und Individualisierung „geht eine grundlegende Neustrukturierung der Arbeit sowie des Alltags und damit des gesamten Gefüges der Gesellschaft einher“ (Löw et al. 2008, S. 14). Vor diesem Hintergrund des sich vollziehenden Wandels vor allem in Arbeit, Bildung und Lebensformen begründet sich die Soziologie im angehenden 20. Jahrhundert als moderne Wissenschaft. Sie entsteht durch die Auseinandersetzung mit sozialen Umbrüchen⁴ (vgl. Löw et al. 2008, S. 14, 29), allen voran in der Großstadtkritik von Georg Simmel (1858–1918).

Nach Löw hat Simmel „bis heute grundlegende Beiträge zur Soziologie der Stadt und des Raumes verfasst“ (Löw et al. 2008, S. 29). Anknüpfend an die vorangegangenen Ausführungen der Dimensionen als Voraussetzungen von Nachbarschaft ist im Folgenden die Raumbezogenheit als Voraussetzung für menschliches Handeln nach Simmel herauszustellen. Zuvor veröffentlichte Ferdinand Tönnies (1855–1936) mit seinem Schlüsselwerk „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (1887) das erste deutsche explizit soziologische Werk. In ihm legt er theoretische Grundlagen von Gemeinschaft und Gesellschaft. Als Pionier steht er damit in der Reihe der klassischen Denker der Soziologie, die fast ausnahmslos ihre Handlungstheorien so anlegen, dass deren Kategorien die wichtigsten Aspekte des Übergangs von „Gemeinschaft“ zu „Gesellschaft“ treffen (vgl. Habermas 1981, S. 22). Gemeinschaft ist „für eine soziologische Betrachtung nur dann sinnvoll [...], wenn sie im Zusammenhang mit der Gesellschaft diskutiert wird“ [...], „andererseits taucht die Diskussion über die Gemeinschaft immer dann auf, wenn gesellschaftliche Umwälzungen zu thematisieren sind“ (Spurk 1990, S. 8).

³ Während der Begriff der Verstädterung den quantitativen Aspekt der Massenzuwanderung bezeichnet, wird Urbanisierung begrifflich davon abgegrenzt, bleibt aber inhaltlich auf Verstädterung bezogen und meint die Verbreitung der Lebensweise, die sich in den Städten ausgebildet hat, zur gesamtgesellschaftlichen Form [...]. Das Leben in dörflichen und suburbanisierten Gebieten orientiert sich fortan am Lebensstil der Städter. Zu dieser Lebensweise gehören neben Anonymisierung und Rationalisierung [...] auch Bürokratisierung, Demokratisierung, Technisierung [...] und die Verbreitung der Massenkommunikation. (Löw et al. 2008, S. 24)

⁴ Die „Verstädterung und Urbanisierung setzen in Deutschland erst relativ spät, [...] mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein“ (Löw et al. 2008, S. 24).

Theoretische Grundlegung von Gemeinschaft und Gesellschaft nach Tönnies

Der besondere Beitrag Tönnies' zur Stadtsoziologie beziehungsweise der Nachbarschaftsforschung liegt in der erstmaligen analytischen Trennung und schließlich seiner theoretischen Fundierung der Kategorien Gemeinschaft und Gesellschaft. Nachbarschaft deutet er als eine Ausprägung von „Gemeinschaften eines Ortes“. Dem Versuch, „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ zu explizieren, unterliegt die Annahme, dass diese Kategorien die Grundformen des menschlichen Zusammenlebens strukturieren sowie das soziale Dasein bestimmen. Tönnies' Überlegungen stützen sich zunächst auf die Betrachtung der vielfältigen Beziehungen zwischenmenschlicher „Willen“ zueinander und darauf, wie sich diese Beziehungen als Verhältnis individueller Akteure zueinander beschreiben lassen.

Gestaltet sich das Verhältnis „*real*“ und „*organisch*“, spricht Tönnies von „*Gemeinschaft*“. Diese definiert sich durch das intime Zusammenleben einer eher kleinen, eng miteinander verbundenen Gruppe, während Gesellschaft „*ideelle*“ und „*mechanische*“ Verbindungen umfasst (vgl. Tönnies 1963, S. 242 ff.). Tönnies' Gemeinschaftsbegriff neigt zu einer auf die Vergangenheit bezogenen Idealisierung. Er betrachtet Gemeinschaft als etwas „*ursprüngliches*“, als die „*natürliche*“ Ordnung des Zusammenlebens. Sie wird durch die Übereinstimmung menschlicher Willen, durch die Ausbildung von Sitte und Religion und durch Konvention begründet sowie durch politische Gesetzgebung und die öffentliche Meinung geklärt (vgl. Tönnies 1963, S. 251). „*Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben (so finden wir) wird als Leben in Gemeinschaft verstanden. Gesellschaft ist die Öffentlichkeit. [...] Man geht in die Gesellschaft wie in die Fremde*“ (vgl. Tönnies 1991, S. 3).

So versteht Tönnies unter Gesellschaft eher eine größere Gruppe von Menschen, die viel eher nebeneinander als notwendigerweise in enger Verbindung zueinander stehen. Gesellschaft tritt auch als Öffentlichkeit in Erscheinung. Sie stellt etwas Neues dar, etwas sich im Zuge der Entwicklung der Großstädte Herausbildendes. Tönnies' Werk kann demzufolge auch als Text gegen die Moderne gelesen werden (vgl. Rehberg 1993, S. 19).

Gemeinschaft und Gesellschaft sind Resultate zweier Willensformen. Zum einem des „*Wesenswillens*“, der die Gemeinschaft erschafft, und zum anderen des gesellschaftlich orientierten „*Kürwillens*“ (vgl. Tönnies 1991, S. 87 ff.). Der Wesenswille hat seine Wurzeln in der Vergangenheit, im Gefühl und im Instinkt. Dagegen hat der Kürwille seine Wurzel im Denken und er bezieht sich auf das Zukünftige und ist „*ein Gebilde des Denkens*“. Sozial drückt sich der Kürwille im Individualismus des gesellschaftlichen Lebens aus (vgl. Tönnies 1991, S. 73 ff.). Während sich der Wesenswille in Gemeinschaftsformen wie etwa einer Wohnbau-genossenschaft, einem Dorf, einer Kirche äußert, entspricht dem Kürwillen beispielsweise der moderne Nationalstaat.

Tönnies legt seinem Gemeinschaftsbegriff drei Formen der Gemeinschaft zugrunde: die Blutgemeinschaft (Abstammungsgemeinschaft), die Gemeinschaft des Ortes und die Gemeinschaft des Geistes. Die am stärksten ausgeprägte Verbundenheit, die durch die Abstammung, stellt Tönnies bildhaft durch drei Verhältnisse dar: erstens durch das Verhältnis zwischen Mutter und Kind, welches „*am tiefsten in reinem Instinkte oder Gefallen*“ (Tönnies 1991, S. 7) begründet ist; zweitens durch das Verhältnis zwischen Mann und Frau im Sinne einer Partnerschaft und drittens durch das Verhältnis zwischen Geschwistern (vgl. Tönnies 1991, S. 7). Das Verhältnis in einer Partnerschaft und unter Geschwistern ist nicht mit der Intensität und Instinkthaftigkeit der Mutter-Kind-Beziehung zu vergleichen, sondern liegt in der „*Gewöhnung aneinander*“ und dem „*Gedächtnis der Freude*“ (Tönnies 1991, S. 7) begründet. Nach Ferdinand Tönnies führen diese drei Abstammungsbeziehungen nicht zwangsläufig zu gemeinschaftlichen Beziehungen, sondern sie sind „*die stärksten oder am meisten der Entwicklung fähigen Keime*“ (Tönnies 1991, S. 7) der Gemeinschaftsbildung.

Neben der „*Gemeinschaft des Blutes*“ entstehen auch „*Gemeinschaften des Ortes*“, welche unmittelbar im Zusammenwohnen zum Ausdruck kommen (Tönnies 1991, S. 12), und die „*Gemeinschaften des Geistes*“, die als „*Miteinander-Wirken und Walten in der gleichen Richtung, im gleichen Sinne*“ (Tönnies 1991, S. 12) zu verstehen sind. Alle drei Arten der Gemeinschaft sind sowohl im Zeitlichen wie auch im Räumlichen eng verknüpft. „*Wo immer Menschen in organischer Weise durch ihre Willen miteinander verbunden sind und einander bejahen, da ist Gemeinschaft von der einen oder anderen Art vorhanden, indem die frühere Art die spätere involviert, oder diese zu einer relativen Unabhängigkeit von jener sich ausbildet*“ (Tönnies 1991, S. 12). Somit sollten Verwandtschaft, Freundschaft und Nachbarschaft als nebeneinanderstehende Begriffe betrachtet werden. Verwandtschaft steht für die „*nächsten und engsten Beziehungen*“ (Tönnies 1991, S. 13). „*Der verwandtschaftliche Wille und Geist*“ ist nicht an die räumliche Nähe gebunden, sondern er kann seine Stärke und Lebendigkeit, „*allein durch sich selber*“ (Tönnies 1991, S. 13), aus dem „*bloßen Gedächtnis*“ ziehen (vgl. Tönnies 1991, S. 13). Freundschaft sei unabhängig von Verwandtschaft und Nachbarschaft, „*als Bedingung und Wirkung einmütiger Arbeit und Denkungsart; [...] am ehesten gegeben*“ (Tönnies 1991, S. 13).

Nachbarschaft, die „*Gemeinschaft des Ortes*“ ist, so Tönnies: „*der allgemeine Charakter des Zusammenlebens im Dorfe, wo die Nähe der Wohnstätten, die gemeinsame Feldmark oder auch bloße Begrenzung der Äcker zahlreiche Berührungen der Menschen, Gewöhnung aneinander und vertraute Kenntnis voneinander verursacht; gemeinsame Arbeit, Ordnung, Verwaltung notwendig macht*“ (Tönnies 1991, S. 13).

Diese Art der Gemeinschaft kann, wie die der Verwandtschaft, jedoch schwerer als diese, auch in Abwesenheit aufrechterhalten werden. In diesem Fall muss sie „in bestimmten Gewohnheiten der Zusammenkunft und heilig gehaltenen Bräuchen ihre Stütze suchen“ (Tönnies 1991, S. 13). Bräuche, Gewohnheiten und „Gleichheit und Ähnlichkeit des Berufs oder der Kunst“ stützen die Nachbarschaft (vgl. Tönnies 1991, S. 13). „Wenn das städtische Zusammenwohnen [...] unter den Begriff der Nachbarschaft gefasst werden kann [...], so bildet hingegen die geistige Freundschaft eine Art von unsichtbarer Ortschaft“ (Tönnies 1991, S. 13). Und während die verwandtschaftlichen Verhältnisse als instinktiv, die nachbarschaftlichen Verhältnisse als gewohnheitsbedingt bezeichnet werden können, kann man die freundschaftlichen Verhältnisse am ehesten der mentalen Natur zuordnen (vgl. Tönnies 1991, S. 13 f.).

Für die Stadtsoziologie ist Tönnies' Vergleich des städtischen und des dörflichen Lebens und damit insbesondere seine These, „dass gemeinschaftliche Formen der sozialen Beziehungen zugunsten gesellschaftlicher an Bedeutung verlören“, wichtig (Häußermann und Siebel 2004, S. 104 ff.). Wird im Dorf und in der kleineren Stadt Identität noch über die „Position innerhalb der Gemeinschaft bestimmt“, so verliert eine Stadt diese Möglichkeit der Integration, sobald sie sich zur Großstadt entwickelt (vgl. Häußermann und Siebel 2004, S. 105). Denn nach Tönnies ist das „großstädtisch industrielle Leben gänzlich anders“ (Häußermann und Siebel 2004, S. 105). Die Konsequenz des (Groß-) Stadtlebens für die Gemeinschaft liegt in erster Linie in ihrer Komplexität.

„Die äußere Gestaltung des Zusammenlebens, wie sie durch Wesenswillen und Gemeinschaft gegeben sind, wurden unterschieden als Haus, Dorf und Stadt. Das sind die bleibenden Typen des realen und historischen Lebens überhaupt. [...] Die Stadt ist die höchste, nämlich komplizierteste Gestaltung menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Hier ist mit dem Dorfe die lokale Struktur gemeint, im Gegensatz zur familiären des Hauses. Aber beide beinhalten viele Merkmale der Familie, das Dorf mehrere, die Stadt mindere. (Tönnies 1991, S. 211)“

Die Menschen sind hier mehr durch formale Organisationen und Märkte miteinander verbunden als über informelle Beziehungen beziehungsweise über ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. In der kleinen Stadt oder im Dorf sind die Menschen eher „über vertragliche Bindungen“ (Häußermann und Siebel 2004, S. 106) miteinander verbunden. In der Stadt haben die Menschen „den gemeinsamen Raum, die Nachbarschaft, [...] nicht gemeinsam konstruiert, sondern er ist das zufällige Ergebnis der Wahl vieler Einzelpersonen“ (Häußermann und Siebel 2004, S. 106). Tönnies räumt jedoch ein, dass auch in der Großstadt Formen gemeinschaftlichen

Lebens möglich sind, indem sich in den Großstädten quasi kleinere Städte bilden. Diese Sicht änderte jedoch nichts an seiner Überzeugung, dass durch die *„fortschreitende Industrialisierung und Urbanisierung die gemeinschaftlichen Formen schließlich“* verdrängt würden (Häußermann und Siebel 2004, S. 106). *„Aber wie die Stadt innerhalb der Großstadt, was diese durch ihren Namen kundgibt – so dauern überhaupt die gemeinschaftlichen Lebensweisen, als die alleinigen realen, innerhalb der gesellschaftlichen, wenn auch verkümmert, ja absterbend fort“* (Tönnies zitiert nach Häußermann und Siebel 2004, S. 106).

Raumbezogenheit als Voraussetzung für menschliches Handeln nach Simmel und anderen

In Simmels Soziologie stehen „explizit die soziostrukturellen und kognitiven Entwicklungen im Zentrum, die den Hintergrund der Raumbezogenheit und ihrer Eliminierung bilden“ (Konau 1977, S. 40). Für Simmel gehört der Raum zu den formalen „Bedingungen, ohne die bestimmte Ereignisse nicht stattfinden können“ (vgl. Simmel 1968, S. 460). Wegen des „menschlichen Kausaltriebes“ werden die im Raum entstandenen Ereignisse jedoch für „positive, produktive Ursachen“ derselben gehalten (vgl. Simmel 1968, S. 460). Für Simmel ist dies ein Fehlschluss, denn nach ihm können *„Menschen nicht einander nah oder fern sein, ohne dass der Raum seine Form dafür hergibt“* [...]. *„Der Raum bleibt immer die an sich wirkungslose Form, in deren Modifikation die realen Energien sich zwar offenbaren, aber nur, wie die Sprache Gedankenprozesse ausdrückt, die allerdings in Worten, aber nicht durch Worte verlaufen“*. (Simmel 1968, S. 460)“

So macht nicht der *„geographische Umfang“* etwas zu einem *„großen Reich“*, sondern die *„psychologischen Kräfte“* der Bewohner, die, ausgehend von einem Mittelpunkt, diese zu einer Einheit werden lassen (vgl. Simmel 1968, S. 460). *„Nicht die Form räumlicher Nähe und Distanz schafft die besonderen Erscheinungen der Nachbarschaft oder Fremdheit“*, auch wenn sich diese zweifellos *„nur unter ganz bestimmten Raumbedingungen verwirklichen können“* (Simmel 1968, S. 461). Auch hierbei handelt es sich um rein *„durch seelische Inhalte erzeugte Tatsachen“* [...]. *„Nicht der Raum, sondern die von der Seele her erfolgende Gliederung und Zusammenfassung seiner Teile hat gesellschaftliche Bedeutung“* (Simmel 1968, S. 461).

Simmel sieht, mit Bezug auf Immanuel Kant (vgl. Simmel 1968, S. 462), die soziologische Bedeutung des Raumes als *„die Möglichkeit des Beisammenseins“*, denn *„die Wechselwirkung macht den vorher leeren und nichtigen (Raum) zu etwas, für uns, sie erfüllt ihn, indem er sie ermöglicht“* (vgl. Simmel 1968, S. 462). Die Auseinandersetzung mit der *„Bedeutung des Raumes für das soziale Handeln“*

ist – wie eingangs bereits beschrieben – für „eine soziologische wie planerisch relevante Siedlungssoziologie“ unabdingbar (Hamm 1973, S. 9 f.). In diesem Sinn argumentiert auch Michel Quoist: „Der Mensch in seiner Gesamtheit entwickelt sich folglich innerhalb zweier Dimensionen: der geographischen Dimension, vorgezeichnet durch den Ort; und der sozialen Dimension, bestimmt durch die menschliche Aktivität“ (vgl. Quoist zitiert nach Hamm 1973, S. 10). Und bezogen auf Nachbarschaft bedeutet dies nach Lewis Mumford: „Die Gemeinsamkeit des Ortes ist vielleicht die ursprünglichste der sozialen Bindungen, und im Gesichtskreis seines Nachbarn leben ist die einfachste Form der Vergesellschaftung“ (vgl. Mumford, zitiert nach Hamm 1973, S. 10).

Diese „Vergesellschaftung des Raums“ greift Simmel in seiner Großstadtkritik auf, indem er die Auswirkungen des großstädtischen Lebens auf die Individualität (durch „Übersteigerung des Nervenlebens“) der Bewohner beschreibt. In seinem Essay „Die Großstädte und das Geistesleben“ aus dem Jahr 1903 setzt er sich anhand der Geschichte der Städte mit der Rolle des Raums in der gesellschaftlichen Entwicklung auseinander. Simmel sieht noch in der Zeit der Tauschwirtschaft die Strukturierung eines Raums als Ausdruck kollektiver und individueller Identität und Solidarität. Lokale Bindung ermöglicht und verstärkt soziale Bindung. Spätere Phasen vernachlässigen den Raumbezug bei der Vergesellschaftung. Organisationen differenzieren sich nach vom Raum unabhängigen Gesichtspunkten. Diese Entwicklung des Sozialen folgt nach Simmel eher dem Ausbau der Geldwirtschaft. Raum wird aufgelöst in Zentren, in denen sich Aktivitäten verdichten, die aber immer weniger Raumbindung brauchen. Die ursprüngliche Gebundenheit der Menschen an räumlich Nahes und die Distanz zu räumlich Fernem kehrt sich um und führt zur Distanzierung von Nahem und Orientierung am Fernen. Dabei geht es Simmel weniger um technische Fragen als vielmehr um sozialstrukturelle und kognitive Entwicklungen (vgl. Simmel 1984).

Simmel betont, dass das Leben in der Stadt auch aus den engen sozialen Kontrollen, die das Leben im kleinstädtischen oder dörflichen Umfeld prägen, befreit. Vor dem Hintergrund eines hoch spezialisierten städtischen Angebots erleben die Menschen eine entsprechende Ausdifferenzierung ihrer Bedürfnisse. Dabei ist das vom Verstand geleitete und eher raumunabhängigere Leben des Großstädtlers nicht ohne Nachbarschaftsbezug. Nur fällt dieser Nachbarschaftsbezug eher zufällig und weniger formalisiert aus als der im dörflichen Leben (vgl. Simmel, zitiert nach Konau 1977, S. 40 ff.). Nachbarschaft wurde insbesondere im Zusammenhang mit der Großstadtkritik zum Gegenstand soziologischer Diskussionen. Ausgangspunkt war zumeist eine pessimistische Perspektive auf die Entwicklung der zunehmend wachsenden Städte und die daraus entstehenden Konsequenzen. Die „Verände-



<http://www.springer.com/978-3-658-09140-8>

Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz
eines Wohnquartiers

Zur Kooperation eines Altenhilfeträgers und einer
Wohnbaugenossenschaft bei der quartiersbezogenen
Gemeinwesenarbeit

Kallfaß, S. (Hrsg.)

2016, IX, 191 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-09140-8